

Der Sportsdoc

Professor Dr. Heinz Lohrer verhilft Sportlern zu großen Sprüngen – Dank seines Fachgebiets, der Orthopädie. Als Direktor des Sportmedizinischen Instituts an der Otto-Fleck-Schneise betreut er Spitzenathleten des Olympiastützpunktes Hessen. Ihm widmen wir Folge 123 unserer Serie „Der rote Faden“, in der wir Menschen vorstellen, die Bedeutendes in Frankfurt leisten.

Bin gleich bei Ihnen.“ Ein freundlicher Blick durch die Tür, und schon verschwindet der Mann in Weiß raschen Schrittes auf dem Gang. Professor Dr. Heinz Lohrer ist Mr. Achilles. Auf Mr. Achilles wartet man gerne – ein Viertel Stündchen, ein halbes Stündchen, so ist das eben bei dem „Doc“, wie ihn die Sportler nennen, einem viel beschäftigten Arzt, einer Kapazität auf seinem Gebiet, der Orthopädie.

„Knie konnte damals keiner“, begründet er ein weiteres halbes Stündchen später, an seinem aufgeräumten Schreibtisch sitzend, warum er zu Beginn seiner Karriere den Gelenken verfallen ist und sich auf die Orthopädie spezialisierte.

In vielen Berufsjahren hat er sich ausgiebig mit Meniskusschäden, Kreuzbandrissen und Knorpelgewebe beschäftigt, hat sich kaum weniger um andere strapazierte Körperregionen von Spitzensportlern gekümmert und in besonderem Maße dem Sprunggelenk und der so empfindlichen Stelle des Athleten gewidmet, der Achillessehne.

In diesem Sommer wird er seinen 60. Geburtstag feiern. Gerade erst konnte er mit Sportlern und Kollegen auf das 30-jährige Bestehen des Sportmedizinischen Instituts anstoßen. Lohrer ist seit 1989 am „SMI“, wie das Zentrum für Sportmedizin der Einfachheit halber genannt wird, seit 1994 ist er dort ärztlicher Direktor.

Steile Karriere

Eine steile Karriere für einen, der „schon ganz früh ausschließen konnte, Medizin zu studieren“, wie er von sich selbst sagt. „Menschen, Blut und all das – das war mir nicht geheuer“, sagt er, und ist sich, zufrieden lächelnd, der Wirkung seiner Worte durchaus bewusst. Mit dem selbstsicheren Charme des vielgelobten Experten kann er leichterding seinen Werdegang den Zufällen und Notwendigkeiten des Lebens zu schreiben.

Dass der Bauernsohn schließlich doch Medizin studierte, führt er auf zwei Umstände zurück: Zum einen den Abiturnotenschnitt, der „versehentlich“ so gut war, dass er Medizin studieren konnte, und dem Fluchweg raus aus der Bundeswehr, den das Medizinstudium ihm eröffnete.

Doch die Geschichte von Anfang an geht so: Heinz Lohrer wird in eine Landwirtschaftsfamilie im Baden-

Württembergischen Bad Dürrenheim-Oberbaldingen hineingeboren. Als ältester Sohn – er hat noch eine neun Jahre jüngere Schwester – scheint seine Zukunft als Bauer vorbestimmt. Doch der Bub will nicht wie die Eltern. Nach neun Jahren Grund- und Hauptschule weiß er: Er will mehr. Er macht die Mittlere Reife, und weil er sich auch dann noch nicht für einen Beruf entscheiden kann, geht er weiter zur Schule und legt das Abitur

ab. Kaum hat er es in der Tasche, wird er zur Bundeswehr eingezogen. „Da habe ich sehr

schnell gemerkt: Befehl und Gehorsam und auf Menschen schießen – das war mir zutiefst zuwider.“ Er verweigert. Das Verfahren zieht sich hin, er muss weiter stramm stehen und Hemden auf Kante falten – bis ein Kamerad überraschend seinen Bundeswehrausstand feiert, um Medizin zu studieren. Das legale Schlupfloch, um dem Wehrdienst doch noch zu entgehen, denn Ärzte werden gebraucht und Wehrdienstpflichtige für ein Studium freigestellt, wenn sie später als Stabsarzt zur Bundeswehr zurückkehren.

Lohrer sieht seine Chance, lässt sich die Unterlagen für ein Medizinstudium kommen und realisiert, dass bis zum Physikum die Naturwissenschaften gelehrt werden – und das interessiert ihn. Sein eigentliches Ansinnen, Sportjournalist zu werden, stellt er aus lebenspraktischen Gründen hintan. „Bis mein Verweigerungsantrag durch war, war ich schon nicht mehr bei der Bundeswehr, sondern studierte Medizin in Freiburg“, erzählt er mit einem verschmitzten Lächeln auf den Lippen. Seine Eltern akzeptieren schließlich den Dickschädel ihres Sohnes und geben die Hoffnung auf den Hofen auf.

Wie Lohrer heute so selbstverständlich hinter seinem Schreibtisch sitzt – weißes Oberhemd, weiße Hose, graue Strähnen im Haar – scheint ihn sein Pragmatismus auf den richtigen Fleck verschlagen zu haben. Als Junge vom Land haftet ihm etwas Bodenständiges an, sein badi-scher Zungen-

schlag verhindert, ihn im aristokratischen Licht des Halbgottes in Weiß erscheinen zu lassen. Vielmehr lässt er den Sportler in sich durchblicken: Den begeisterten Leichtathleten, der es bis zum baden-württembergischen Meister im Mehrkampf geschafft hat. Der es sich auch mit fast 60 Jahren leisten kann, ein auf Figur geschnittenes Hemd zu tragen. Und sich noch



Für Sie am Knie: Dr. Heinz Lohrer steht auf Gelenke und bunte OP-Mützen.

Foto: Salome Roessler

heute ein bisschen darüber ärgert, dass sein damaliger sportlicher Hauptkonkurrent nach Jahren als Dopingründer enttarnt wurde. Späte Genugtuung für entgangene Freuden auf dem obersten Treppchen des Siegerpodests.

Ohnmacht im OP

Nicht zuletzt seine Sportleridentität ist es auch, die ihn im Laufe seiner Karriere die Olympischen Spiele in Barcelona, Atlanta und Sydney aus der Perspektive des Teamarztes der Nationalmannschaft der deutschen Leichtathleten und Turner erleben lässt. So ist er live dabei – wenn auch nicht als Journalist, wie er es sich einmal erträumt hatte, aber als Arzt. Um das zu erreichen, hat er einiges aushalten müssen.

Unvergessen der Moment, als er als junger Arzt im Klinikum in Donaueschingen in der Chirurgischen Abteilung erstmals einen amputierten Oberschenkel sieht – und in Ohnmacht fällt. „Eine der älteren Schwestern fing mich auf, und ich bin auf dem Balkon wieder erwacht. Da habe ich mir schon ernsthafte Sorgen um meine Zukunft gemacht“, er lacht.

Ganz sicher weiß er, dass er niemals Gynäkologe werden will, als er im Freiburger Klinikum zu einer Geburt dazugerufen wird. Im Kreißaal angekommen, erblickt er den gerade durchstoßenden Kopf des Kindes – und fällt zum zweiten und letzten Mal in seinem Leben um. Trotzdem wird er noch drei Mal sehr stark sein müssen: bei den Geburten seiner Kinder Lisa, Leif und Lasse, die heute alle erwachsen sind. „Meine Frau wollte, dass ich dabei bin“, erzählt er, und klar wird auch, seine Frau Dagmar weiß, was

sie will. Sie sind seit bald vier Jahrzehnten ein Paar und lernten sich, wie es sich gehört, auf einer ländlichen Tanzveranstaltung kennen. Da war sie Kinderkrankenschwester und er Student.

Heute assistiert Dagmar Lohrer ihrem Ehemann bei den OPs, die er einmal wöchentlich in Mainz vornimmt, und hat die Finanzen der Familie unter sich. „Ich kann nicht rechnen“, grinst Lohrer und fühlt sich offensichtlich wohl dabei, dass seine Frau ihm den Rücken freihält. Gerade gestalten sie den Garten ihres Hauses in Liederbach um – sie führt Regie, er räumt den Schuppen aus. „Man braucht gemeinsame Projekte“, erklärt er das Geheimnis einer über die Jahre lebendig gebliebenen Partnerschaft. Und freut sich über seinen Leichtathletikspeer, den er aus der Gartenhütte geholt hat, erinnert sich an die Stunden mit seinem Sohn Leif, der nur den Vater als Trainer akzeptierte. Diskus- und Hammerwerfen, Speerwurf – die technisch anspruchsvollen Disziplinen sind Lohrers Lieblinge. Und er überlegt kurz, ob er sich mit dem roten Faden der FNP und seinem Speer ablichten lässt – um sich später doch für den OP-Saal zu entscheiden.

Medizin für Millisekunden

Schließlich sind es die Orthopädie und seine Fingerfertigkeit beim Operieren, die ihn zum angesehenen Sportmediziner gemacht haben, nicht der Sport. Der hat ihn nur auf dieses besondere Gleis geschoben, das ihn in Kontakt mit Deutschlands Topsportlern bringt. Warum er sich trotz seiner Abneigung gegen Blut überhaupt für den Arztberuf entschieden hat? „Der

Umgang mit den Patienten hat mir viel Freude gemacht. Schon im ersten Praktikum im Krankenhaus habe ich gemerkt, dass ich das gut kann“, begründet er. Er sei ein positiver Mensch, und gerade gegenüber kranken Menschen helfe das sehr, wenn er ihnen mit seiner Art Mut machen könne. Sein Humor, nicht selten gewürzt mit einer Por-

tion Selbstironie, trägt sicher das seine dazu bei. Seine Aufgabe als Sportmediziner sieht er im Vergleich zu anderen Ärzten und deren Verantwortung für das Leben ihrer Patienten gespannt. „Wir haben es in der Sportmedizin ja praktisch nur mit Gesunden zu tun. Medizinisch gesehen ist das nichts Besonderes. Da geht's ja nur darum, ob einer die hundert Meter statt in 11,0 auch in 10,8 Sekunden rennen kann. Auch bei den Verletzungen – wirklich ernsthaft sind die nur im Kopf des Sportlers.“ Pragmatisch ist er eben, bodenständig: „Es gibt auch keine Notfälle. Wenn ich mir heute Abend mein Kreuzband reiße, ist das morgen immer noch kaputt.“

Das sieht nur ein Sportler anders, der mit seinem Körper die optimale Leistung erbringen will und für den es lebensnotwendig erscheint, ob er einen statt zwei Tage früher wieder trainieren darf. Da ist vom Arzt Fingerspitzengefühl gefragt, nicht nur beim Operieren. Behandlungsmethoden wollen dis-

kutiert sein, der Athlet erwartet, dass seine Meinung Beachtung findet, und Trainer möchten auch ein Wörtchen mitreden. Kommunikationsfähigkeit ist da für den behandelnden Orthopäden fast ebenso wichtig wie fachliches Knowhow. „Man muss Toleranz mitbringen und auch akzeptieren, wenn sich der Athlet für eine Behandlung entscheidet, die man selbst nicht empfehlen würde. Vor allem aber muss man grundehrlich zu dem Patienten sein.“

Lohrer sieht ganz unterschiedliche Sportlertypen. Als Verbandsarzt der Turner kann er Vergleiche zu Leichtathleten und Fußballern ziehen. „Die Leichtathleten sind die sensibelsten – denen tut's schon zwei Wochen vorher weh, ehe wirklich was ist“, sagt er. „Ein Turner mit der gleichen Verletzung kommt erst sechs Wochen später, wenn er gar nicht mehr kann.“ Seit 1991 ist er leitender Verbandsarzt des deutschen Turnerbundes. Lohrer hat viele Talente kennengelernt und ihre Karrieren begleitet. „Das ist schon toll, wenn ein erwachsener Athlet in die Sprechstunde kommt, den man schon als Kind betreut hat“, sagt er.

Leichtathleten und Fußballern ziehen. „Die Leichtathleten sind die sensibelsten – denen tut's schon zwei Wochen vorher weh, ehe wirklich was ist“, sagt er. „Ein Turner mit der gleichen Verletzung kommt erst sechs Wochen später, wenn er gar nicht mehr kann.“ Seit 1991 ist er leitender Verbandsarzt des deutschen Turnerbundes. Lohrer hat viele Talente kennengelernt und ihre Karrieren begleitet. „Das ist schon toll, wenn ein erwachsener Athlet in die Sprechstunde kommt, den man schon als Kind betreut hat“, sagt er.

Leichtathleten und Fußballern ziehen. „Die Leichtathleten sind die sensibelsten – denen tut's schon zwei Wochen vorher weh, ehe wirklich was ist“, sagt er. „Ein Turner mit der gleichen Verletzung kommt erst sechs Wochen später, wenn er gar nicht mehr kann.“ Seit 1991 ist er leitender Verbandsarzt des deutschen Turnerbundes. Lohrer hat viele Talente kennengelernt und ihre Karrieren begleitet. „Das ist schon toll, wenn ein erwachsener Athlet in die Sprechstunde kommt, den man schon als Kind betreut hat“, sagt er.

Keine Lust auf Großstadt

Zum Operieren brachte ihn der damalige Chefarzt der Klinik in Donaueschingen, in der Lohrer sein praktisches Jahr absolvierte. „Der war ein netter Kerl, ein toller Chef – und war wahrscheinlich der Letz-

te seiner Art auf dieser Welt, der noch alles operieren konnte“, sagt Lohrer und lässt spüren, wie viel Respekt er diesem Lehrherrn heute noch entgegenbringt.

Nach dem Studium absolviert er den fälligen Zivildienst bei ihm auf einer Assistentenstelle und wird anschließend als Assistenzarzt in der Chirurgie übernommen. „In der Klinik hatten sie ein Problem: Wenn am Sonntagabend die ganzen Fußballer mit ihren Knieverletzungen kamen, waren alle Ärzte weg, und ich war plötzlich allein mit fünfzehn Knieen. Und ich konnte noch weniger als die Ärzte, die schon daheim waren“, erzählt er mit Lachfältchen um die Augen. „Das war die Zeit, als man noch nichts vom Knie wusste.“ Lohrers Stunde schlägt. „Wenn keiner Knie kann, mach' ich das eben“, sagt er sich und bewirbt sich bei einer der damals größten Sportkliniken Europas, nach Hellersen. Er wird genommen, und nicht nur das. Einer der Ärzte in Hellersen betreut die Nationalmannschaft der Leichtathletik. Lohrer springt für ihn ein und fährt mit zum Trainingslager

Alle Folgen der Serie „Der rote Faden“ können Sie im Internet nachlesen. www.fnp.de/faden

nach Portugal – der Auftakt für eine langjährige Zusammenarbeit mit dem Leichtathletikverband. Selbst aktiver Leichtathlet, versteht er sich gut mit Sportlern und Trainern und übernimmt auf Dauer deren Betreuung.

Um seine Ausbildung abzuschließen, geht Lohrer noch für knapp zwei Jahre an die Freiburger Uniklinik und macht 1988 seinen Facharzt für Orthopädie. Das ist just das Jahr, in dem in Frankfurt der Olympiastützpunkt für Kaderathleten an der Otto-Fleck-Schneise gegründet wird. Und Lohrer ins Blickfeld rückt. „Als ich das Angebot bekam, als leitender Arzt der Orthopädischen Abteilung an das SMI zu kommen und die Athleten des Olympiastützpunktes in Frankfurt zu betreuen, da habe ich gesagt: niemals. Um Frankfurt habe ich immer einen großen Bogen gemacht und war froh, wenn ich daran vorbeifahren konnte.“ Großstadt? Kriminalität? Das war nichts für den Jungen vom Land.

Aber so wie er heute operiert, obwohl er kein Blut sehen konnte, ist er dann doch nach Frankfurt gezogen, genauer gesagt: nach Liederbach. Hier wohnt er am Feldrand und kann trotz der großen Stadt seinen ländlichen Wurzeln den nötigen Halt geben. Bereut hat er es bis heute nicht: „Meine Arbeit mache ich so gerne wie am ersten Tag.“

Nächste Woche

Den roten Faden übernimmt Edith Kleber. Die Leiterin der Frankfurter Tafel weiß aus eigener Erfahrung, was es bedeutet, sich im Leben durchkämpfen zu müssen.

